

Drei Tage im Survival-Camp

DIE WILDNIS RUFT

Autorin Elisabeth Hussendörfer
will es wissen: Kann sie draußen
überleben? Und eins werden mit
der Natur? Ein Erfahrungsbericht

**LAGERFEUER-
ROMANTIK**
Wenn das Holz
knistert, wird allen
ganz warm ums
Herz. Natur ist
doch was Tolles!



2



NUR DIE HARTEN KOMMEN IN DEN GARTEN

Unsere Autorin kommt in den Wald und auf die Wiese: **1** Elisabeth Hussendörfer vor der selbstgebauten Laubhütte **2** Das Nachtlager mit Tipis und Zelten **3** Freiluft-Badezimmer für die Katzenwäsche am Morgen



Was hat mich eigentlich geritten, diesen Kurs zu buchen: drei Tage in einer Wildnis-Schule, Survival-Techniken lernen? Angemeldet hab ich mich im Sommer. Wir kamen gerade aus dem Schwarzwald, vom Wandern. Und wie das eben so ist, wenn man noch fühlt, wie die Füße zur Erfrischung in Bächen baumeln: Man hat diese Sehnsucht, die einen oft schwer am Schreibtisch sitzen lässt. Will mehr von diesem Wunder, der Natur.

Ich bin kein Fan von Leuten wie Rüdiger Nehberg, schon die Vorstellung, unter Rinden nach Essbarem zu suchen oder Würmer in kochendes Wasser zu werfen, lässt mich schaudern. Diese eine Stelle aber im Programm des Vereins „Draußenzeit“, die hatte eine magische Wirkung auf mich: „Der Fokus des Kurses liegt weniger auf technischen Hilfsmitteln als auf Naturbindung.“ Naturbindung – was für ein Wort! Genau das war es, das wollte ich. Viele „naturnahe“ Episoden hat es bereits in meinem Leben gegeben: Almhüttentouren, Wanderritte, mit dem Rucksack durch Schottland, Kanada, Korsika. Aber war ich dabei je an die Natur gebunden? Oder hatte ich mich ihrer nur bedient – so wie es mir gerade in den Kram passte?

Für die meisten von uns Naturliebhabern ist es doch so: Wir gehen los, haben alles durchkalkuliert: Strecke, Zeit, Abmarsch, Ankunft. Unterwegs picken wir uns das Beste raus: schöne

Aussicht, hübsche Pausenplätze. Aber geht so Naturbindung?

Jetzt allerdings, wo kein Bein mehr im Bach baumeln will, weil es vor einigen Tagen bereits den ersten Schnee gegeben hat, zögere ich. War es naiv von mir, den goldenen Herbst im Hinterkopf zu haben, als ich die Anmeldung fürs Wildnis-Seminar abschickte? War es naiv, an warmes Laub zu denken und an eine Sonne, die die Landschaft in kräftige Farben taucht? Draußen regnet es, in Strömen. Drinnen stehen Rucksack, Schlafsack, Isomatte. Ich ertappe

„Die Ankunft hat schon was von Abenteuer“

mich bei fragwürdigen Vorbereitungen. Knete mir eine extra Portion Schaumfestiger ins Haar, damit die Frisur hält. Deo? Lieber zwei Pumpstöße mehr, kurz vor Abfahrt in die duschfreie Zone. Für Schutz von innen packe ich Ingwer ein – meine Rettung an kalten Tagen. Beziehungsweise an Tagen, die ich als kalt empfinde. Und davon gibt's vergleichsweise viele, meint mein Mann.

„Habt ihr euch von eurem Alltag

gut lösen können?“ fragt Felix, unser Kursleiter. Felix ist Wildnispädagoge: Ein drahtiger, bärtiger Kerl, der sagt, dass er all das, was er lehrt, „natürlich selbst ausprobiert“ hat. Wir sitzen in einem Tipi, in der Mitte knistert ein Feuer. Komisch, dass da gleich so eine Vertrautheit ist unter den einander fremden Kursteilnehmern – sechs Männer, drei Frauen. Weil wir alle das Gleiche wollen? Einen „Gegenpol zum industrialisierten Stress“ wünscht sich Phillip in der Vorstellungsrunde. „Ruhig werden, Tiere beobachten, am Feuer sitzen“, das will Melanie. Sehnsucht – immer wieder fällt auch dieser Begriff. Aber bei mir ist die ein Stück weit schon befriedigt, hier im Camp der „Draußenzeit“, das unweit von Münster hinter Pferdekoppeln idyllisch an einem Waldrand liegt.

Allein die Ankunft hatte was von Abenteuer. Eine Outdoor-Küche, ein Plumpsklo und eine Naturdusche gibt es. Windlichter flackern an jeder Station, damit man auch im Dunklen überall hin findet. Einige Kursteilnehmer haben Zelte mitgebracht, andere wollen, wie ich, in einer Gemeinschaftsunterkunft schlafen. Ein kleines, feines Dorf hat sich da gebildet. Geruch von Feuer liegt in der Luft und der Nachhall des dump- ▶

REPORTREPORT

fen Klangs von Holz, wenn es mit der Axt geschlagen wird. Nein, mich hat nichts geritten, als ich mich angemeldet habe. Alles ist gut so, wie es ist.

Fast jedenfalls. Ich will ehrlich sein, als ich in der Kennenlern-Runde dran bin: „Ich hab Angst. Angst vor der Kälte und davor, dass die mich in der Nacht mürbe machen könnte.“ Schweigen, auch bei Felix, an den meine Bedenken adressiert waren. Kein: Wenn du dieses oder jenes tust, kriegst du das hin. Keine Tipps zur Ausrüstung oder vielleicht der Hinweis, dass auch nachts ein Feuer gemacht werden kann. „Survival ist für mich weniger ein Kampf gegen die Natur als eher ein Tor zur Erde“, höre ich Felix schließlich sagen. Und dass er uns einladen wolle, das selbst zu erleben. Gleich, bei einer Übung.

Die kommt nach einer kurzen Einführung in verschiedene Axt- und Sägetechniken. Von einem weiteren, elementaren Werkzeug spricht der Kursleiter. „Dem wichtigsten überhaupt.“ Ich versuche, mir das „Multi-Tool“ vorzustellen. Male mir abgefahrene Konstruktionen aus und sinniere darüber, was mit ihnen alles möglich ist. Holz spalten ohne jeden Kraftaufwand vielleicht? „Ich lade

euch ein zu einer Sinnesübung“, unterbricht Felix meine Gedanken. „Lauft los, geht eine Weile, sucht euch einen guten Platz. Bleibt und schaut, was passiert.“ Erst wenn er uns rufe, mit einem kuckuckartigen Laut, sollten wir zurückkommen.

Wie froh ich bin, dass ich eine Kopflampe dabei habe, es dämmt nämlich schon. Ich könnte in Richtung Wiese gehen, aber irgendetwas in mir will in den Wald. In den bald finsternen Wald. In jenes Terrain also, das man während der Kindheit für Nachtwanderungen betreten hat, und dann erzählte man sich Gruselgeschichten. Später saß man sonntags vorm Tatort und lernte: Der Wald bei Nacht, das ist ein Ort, an dem das Grauen herrscht. Leichen werden hier verscharrt, Ganoven tauchen unter. Wie unfair, den nächtlichen Wald so einseitig zu sehen, denke ich jetzt. Auf einer Anhöhe finde ich einen Baum, an den ich mich lehne. Ich staune, wie schnell ich ruhig werde. Wie geborgen ich mich fühle, so geborgen, dass ich einschlafen könnte – dabei bin ich gleichzeitig hellwach. Bald habe ich jedes Zeitgefühl verloren. Und dann bemerke ich etwas, das mich überrascht: Obwohl es im-

mer dunkler wird, nehme ich die Konturen der Bäume immer deutlicher wahr. Obwohl ein Trecker sich auf einem nahen Acker immer weiter entfernt, höre ich ihn von Sekunde zu Sekunde deutlicher – fast so, als würde er näher kommen. Es ist, als hätte meine Wahrnehmung sich geweitet. Als hätte dieses Weite mein Inneres gewärmt. Ganz bei mir gehe ich zum Tipi zurück, als der Kuckuck ertönt. Und in diesem Moment weiß ich, dass ich nicht frieren werde in der Nacht.

Felix wird das immer wieder betonen während des Wochenendes: Dass mentale Übungen für das Survival mindestens genauso wichtig seien wie handfeste Techniken. Von einem Erfahrungswissen, das man nicht aus Büchern lernen könne, spricht er. Davon, dass es gerade bei den Naturvölkern Menschen gebe, die eine Art natürliche Alarmanlage hätten. „Sie nehmen derart fein wahr, dass sie die unruhiger werdenden Bewegungen und Laute von Vögeln oder Mäusen registrieren, wenn Gefahren wie Beutegreifer drohen.“

Mit übersinnlichen Fähigkeiten habe das nichts zu tun. „Wir Menschen haben uns viele zehntausend Jahre draußen entwickelt. Unsere Sinne sind auf den Naturraum gut eingestellt. Wenn wir wollen, können wir damit wieder in Kontakt kommen, Schritt für Schritt.“

Und dann verstehe ich endlich, wieso Felix so zurückhaltend war, als ich von meiner Angst vor der nächtlichen Kälte erzählte. Angst sei die größte Gefahr im Survival, sagt er jetzt. Dann berichtet er von einem berühmten Wildnistrainer, der immer wieder zur Suche von Vermissten in abgelegene Gegenden Nordamerikas hinzugerufen wurde. Vor Ort hätte er nach Fußspuren gesucht, sei diesen Spuren gefolgt. Dabei hätte er gesehen, dass viele der in Not geratenen Menschen letztlich starben, weil sie panisch waren und aus der Panik heraus unüberlegt agierten.

„Was viele Menschen in Extremsituationen tötet, ist ihr Terminkalen-



LAGER-LEBEN

Fürs Frühstück wird erst Holz gehackt, dann ein Feuer gemacht. Und geröstetes Stockbrot und Haselnüsse schmecken nach der Nacht im Freien einfach super





KÜCHENDIENST

Die Autorin beim Abwasch – auch Naturburschen brauchen sauberes Geschirr



der“, zitiert Felix den Wildnislehrer halb scherzhaft, halb ernst. Tatsächlich hätte ein Großteil der Vermissten auf dem Weg durch die Natur alles gehabt, um zu überleben. „Die Menschen starben an Dehydration, an Kälte, an Erschöpfung. Dabei sind sie, während sie nach Rettung suchten, an Orten vorbeigekommen, an denen es alles gab, was sie gebraucht hätten: Schutz. Wasser. Einen windgeschützten Felsvorsprung vielleicht, eine Quelle sogar.“ Es ist immer etwas da, und es tut gut, nicht daran vorbei zu laufen – mit dieser Grundregel endet Tag eins im Wildniscamp.

Ein paar praktische Tipps haben wir dann doch noch bekommen für die Nacht: Der Schlafsack müsse bis zum Hals schließen und auf den Kopf gehöre eine Mütze, denn über den Kopf kühle man am schnellsten aus. Sicherheitshalber ziehe ich drei Socken übereinander und lasse die Jacke an. Tatsächlich aber ist es nicht nur das, was mich warm hält. Ich lasse sie zu, die Kälte, die mich umgibt – so wie ich die Dunkelheit zugelassen habe. Dabei scheint jene Wärme, die sich im Wald über mein gesamtes Inneres ausgebreitet hat, zurückzukommen – und zu bleiben. Das stelle ich fest, weil ich immer wieder aufwache, um die Temperatur zu prüfen. Es ist ein bisschen grotesk: Am Morgen bin ich dann zwar nicht verfroren, aber doch ziemlich müde ...

Und dann frühstücken wir, diesmal im Freien. Dampfenden Porridge mit gehackten Haselnüssen gibt es, Brot mit Himbeeraufstrich, Äpfel, von Bäumen ums Camp gepflückt und duftendes Stockbrot, angerichtet auf einem langen Holztisch. Gekochte Würmer kann ich nirgendwo entdecken. „Da kommen wir also drum

rum?“, frage ich Felix. Er wolle das Thema Nahrung eher kurz halten, auch eher theoretisch, erfahre ich. Gott sei Dank.

Gerade freue ich mich über das Überlebenstraining light, da kündigt der Kursleiter eine neue praktische Übung an: den Bau einer Laubhütte. Damit könne man sich effektiv vor Kälte schützen – „ohne Schlafsack, auch bei Minusgraden.“ Wichtig sei, dass die Hütte eng gebaut werde, „so eng, dass man sich gerade in sie hineinschälen kann.“ Denn nur so bilde sich eine stehende Luftschicht, die isolierend wirke und die Körperwärme halte.

Einen halben Tag lang ist die Grup-

„Das zivilisierte Leben hat mich verweichlicht“

pe dann nur für diese eine Hütte in Aktion. Stämme und Äste schleppen wir für ein Grundgerüst heran, Reisig wird gitterartig darüber gelegt, erstes Laub füllt zunächst die Löcher, weiteres Laub legt sich wie ein dicker Mantel um die Konstruktion herum. Meterdick. Am Ende kriecht jeder einmal hinein und erlebt den seltsamen Mix aus Geborgenheit und Beklemmung. „Aber die spielt schon nach kurzer Zeit keine Rolle mehr, man ärgert sich eher über die Stellen, durch die noch der Wind pfeift, weil man schlampig gearbeitet hat“, sagt Kursteilnehmer Fips am anderen Morgen – er hat die Nacht tatsächlich im Wald verbracht. Und, ja, es war kühl, auf Dauer. Aber kein Vergleich zu dem, was bei gerade mal fünf Grad ohne Laubhütte gewesen wäre.

Und so könnte ich noch viel erzählen. Wie wir gelernt haben, Feuer zu machen oder mit Hilfe von Glut aus einem Holzstück eine Art Teller brannten. Wie wir in hohlen Pflanzenstengeln Wasser transportierten und über der Glut abkochten, mit Kohle, Sand und Rinde einen natürlichen Wasserfilter bauten oder Disteln öffneten, weil sie Flüssigkeit liefern, wenn sonst nichts zu trinken da ist. Ich könnte davon berichten, wie wir aus Tannenreisig Matratzen gebaut oder unsere Kleidung mit Laub ausgestopft haben, die Herstellung einer Art natürlichen Daunenjacke quasi.

Aber für mich, das spüre ich, wird all das nicht nachhaltig von Bedeutung sein. Denn bei allem Respekt vor Rüdiger Nehberg und anderen Outdoor-Freaks: Dass ich eine der ersten sein werde, die nach einem Flugzeugabsturz auf einer einsamen Insel die Flügel streckt, scheint mir auch nach diesem Kurs so sicher wie das Amen in der Kirche. Das zivilisierte Leben hat mich verweichlicht und mir fehlen, wenn ich ehrlich bin, sowohl Mumm als auch Wille, gegen die Weichheit anzugehen. Am dritten Kurstag werde ich wehmütig, einerseits. Ich sage innerlich Adieu zur Feuerstelle, zum Tipi, zur Feierlichkeit des Camps, wenn es dunkel wird. Aber ich freue mich auch: Auf den Moment, an dem ich mich am Abend frisch geduscht wieder in mein Bett kuschele. Das heißt aber nicht, dass ich nichts mitnehmen werde von hier, im Gegenteil. Spätestens, als ich beim Packen meines Rucksacks feststelle, dass ich den Ingwer ja gar nicht verwendet habe, wird noch einmal deutlich, was jetzt anders ist.

„Hast du aber warme Hände“, sagt Felix, als wir uns verabschieden. Ja, hab ich. Und ich wünschte, diese Wärme könnte ein Anfang sein. Nicht nur für weitere Stunden, die ich draußen, in der Natur, verbringen werde. Sondern: für das Leben.

TEXT: ELISABETH HUSSENDÖRFER

*MEHR INFOS: WWW.DRAUSSENZEIT.DE